

Von den uns weiter zugegangenen Neuherungen geben wir die folgenden wieder:

Dr. Neumann Wender,

Landtagsabgeordneter, Czernowitz, z. St. Wien:

Sehr geehrter Herr Redakteur!

Es ist zweifellos, daß die gegenwärtige und künftige Lage der österreichischen Juden mehr denn je einen engen Zusammenschluß erfordert. Hoffentlich wird der Krieg nicht ohne Wirkung auf die Erkenntnis bleiben, daß alle Differenzen beseitigt werden müssen, weil nur durch gemeinsame, zielbewußte Arbeit und Abwehr ein Erfolg verbürgt erscheint.

Ich halte jedoch die Einberufung eines Kongresses, auf welchem die Mittel und Wege zur Erreichung des angestrebten Zieles verhandelt und beschloffen werden sollen, im gegenwärtigen Zeitpunkt für verfrüht. Das auf einem derartigen Kongresse aufgestellte Programm wird sovieler einschneidende Fragen zur Beratung stellen, daß ohne entsprechende Vorbereitung ein befriedigendes Resultat kaum zu erwarten ist.

Ich unterstütze daher die bereits von anderer Seite angeregte Einberufung eines größeren Ausschusses, dessen Aufgabe es sein wird, alle Anregungen zu prüfen, das gewiß reichlich einlaufende Material zu sichten, die statistischen Daten zu sammeln und geeignete Referenten zu bestellen.

Dieser Ausschuss wird auch am besten beurteilen können, wann der richtige Zeitpunkt zur Einberufung des Kongresses eintreten wird.

Der amerikanisch-jüdische Kongress.

Das nächste Heft des „Juden“ wird u. a. auch einen sehr instruktiven Aufsatz des bekannten Vorkämpfers der poalezionistischen Bewegung Leo Chasjanowitsch über den jüdischen Kongress in Amerika enthalten. Wir entnehmen diesem Aufsatz die folgenden Schlüsselpunkte:

Ueber die politischen Aussichten der Kongressbewegung sich in diesem Augenblick auszusprechen, wäre unnütz. Es ist die Pflicht des jüdischen Volkes, seine Beschwerden und Ansprüche vor das Forum der Völker im Augenblick der internationalen Auseinandersetzungen zu bringen. Man hofft drüben, daß es mit der wohlwollenden Unterstützung der amerikanischen Regierung gelingen werde, die Judenfrage ihres internationalen Charakters wegen

zu einem Gegenstand der Friedensverhandlungen zu machen. Die amerikanischen Juden rechnen hierbei auf die Mitwirkung des europäischen Judentums. In der Tat ist es von allerhöchster Wichtigkeit, daß die jüdische Demokratie der Alten Welt, namentlich der kriegsführenden Länder, nicht passive Zuschauerin des bevorstehenden Kongresses bleibt, sondern ihn sozusagen mit den nötigen Vollmachten ausstattet, in ihrem Namen zu handeln. Eine Art Kongressbewegung müßte auch in Polen, Galizien, Rußland usw. eingeleitet werden.

Die von den amerikanischen Juden unter der Kontrolle des Kongresses geplante Wiederaufbauaktion kann von beschlaggebender Bedeutung für die ökonomische Entwicklung der Juden Osteuropas und Palästinas in den nächsten Jahrzehnten werden. Sich selbst überlassen, würde die von der Kriegsfurie und von dem durch den Krieg entspannten Nationalhaß heimgesuchte jüdische Bevölkerung zusammenbrechen. Die in Aussicht genommene Aktion soll eine nationale, nicht eine philanthropische sein, sie soll „aristokratische Hilfe“ geben und keine Schnorrer züchten. Die Aktion kann nur bei der engsten Kooperation der Juden Amerikas mit der jüdischen Bevölkerung des gegenwärtigen Kriegsgebietes sein. Schon jetzt müssen die Vorbereitungen hierzu sowohl in Amerika als nicht minder in Europa begonnen werden.

Der Westjude als Kulturdünger.

Eine Abwehr.

Von Moses Calvary.

Der folgende Aufsatz ist dem demnächst erscheinenden Doppelheft April-Mai des 2. Jahrgangs der Monatschrift „Der Jude“ entnommen. Dieses Heft ist zweifellos eines der reichhaltigsten und interessantesten, die bisher erschienen sind, was bei dem außerordentlich hohen Niveau, der Vielfältigkeit und dem gedanklichen Reichtum, welche diese neue Zeitschrift rasch zu einer der angesehensten und gelesensten unter allen Monatschriften in deutscher Sprache gemacht haben, viel besagen will. Der Herausgeber Dr. Martin Buber leitet

Leibel auf ihn zukommt und fängt an, rascher zu nähern, beugt den Kopf tief über das Hemd und näht und näht. Doch Leibel ist böse und schwingt seinen Stock — was tust du da, Leibel? Was siehst du? Was sitzt du? Wie heißt du? — und Leibel ist erschrocken und kann nicht antworten, und Leibel befiehlt, man solle Leibel auf 24 Stunden einsperren bei Wasser und Brot. Leibel will sagen, daß er Leibel ist — und kann nicht reden. Und Leibel wundert sich, wie Leibel Leibel einsperren lassen kann. — „Leibel, Leibel, es hat schon 7 Uhr geschlagen“, weckt ihn jemand. „Leibel, du hörst nicht — Leibel!“ Leibel reißt die Augen auf und blickt sich verwundert um, wo er sich befindet, und er hört Chasches Stimmchen aus der anderen Stube.

„Nun, Leibel, willst du vielleicht, daß Moschele Fuhrmann dir wieder vom Lohn abzieht, willst du dich schon wieder verspäten?“

Die Mutter aber, die sich an den strengen Ton gegen Leibel immer noch nicht gewöhnen kann, weil seine Augen sie noch immer zu sehr an bessere Zeiten erinnern, steckt den Kopf durch den Vorhang, der die Küche vom Zimmer abschleht: „Leibel, es ist doch schon so spät, du wirst doch dann Verdruß haben.“

Und Leibel kommt es wieder zum Bewußtsein, daß es schon drei Jahre her ist, daß er aufgehört hat, Leibel zu sein und Zuckneider in Achlows Werkstatt geworden ist. Schon drei Jahre, daß er sitzt und Hemden näht. Lei-

den 2. Jahrgang mit einem programmatischen Aufsatz „Unser Nationalismus“ ein. Von politischen Aufsätzen bringt das Heft weiter einen Essay des Zionistenführers M. Hartglas über „Die Krisis des polnischen Judentums“, eine historische Studie von Prof. Schorr über die Rechtsstellung der Juden in Polen und einen Aufsatz über den amerikanisch-jüdischen Kongress. In engem Zusammenhang stehen zwei wertvolle Arbeiten, die das Problem Judentum und Menschheit behandeln: die Antwort des Dichters Arnold Zweig an den deutschen Philosophen Max Hildebert Böhme auf dessen neulich in den „Preussischen Jahrbüchern“ erschienene Ausführungen über den Zionismus und Siegfried Bernfelds gedankenreicher Essay „Assimilation um der Menschheit willen“. Rafael Seligmann und Max Brod steuern zwei durch ihre Problemstellung interessierende Aufsätze bei, Adolf Böhm berichtet eingehend und übersichtlich über die nettingerischen Kolonisationspläne, Sigmund Brodberg-Bytkowski macht in sehr gehaltenen Ausführungen auf das lang vernachlässigte Gebiet der jüdischen Kunst aufmerksam. Zwei sehr wertvolle Essays „Lebensgrund und Lebensgehalt“ und „Der erste Satz der Bibel“ haben Leo Baeck (dessen Buch „Das Wesen des Judentums“ zu den besten jüdischen Büchern zählt) und den Dichter Arno Nadel zu Verfasser. Ernst Müller bringt Uebersetzungen aus dem Buche Sohar, Gustav Landauer einen prächtigen Vortrag über Strindbergs „Historische Miniaturen“. Aus einem neuen Gedichtbuch „Der Gerichtstag“ werden neue Gedichte Franz Werfels wiedergegeben. Martin Buber stellt ihnen eine Einführung in das Werk des Dichters voran. Aus den Bemerkungen sei die ungemein interessante Kritik des Sombart-Breitano-Streites durch Ignaz Schipper und Arthur Ruppin's statistische Untersuchung über die Zahl der Juden (gegenwärtig 13½ Millionen) hervorgehoben.

Im ersten Märzheft des „Neuen Deutschland“ bespricht Adolf Grabowsky den neuentstehenden Nationalismus, den Turanismus. Er wirft den Vorkämpfern der Bewegung vor, daß sie sich ihr nationales Programm allzusehr vereinfachen, und fügt zur Verdeutlichung hinzu: „Dieser Gefahr der Vereinfachung unterliegt fast jede ungestüme nationale Bewegung. Als naheliegendes Beispiel ver-

bel näht Hemden. Er hatte gemeint, er werde nur ein paar Wochen nähen müssen, bis er im Lande ein bißchen bekannt geworden sein würde, in der Gasse, mit den Menschen; danach würde er sich schon heraushelfen, er würde es schon zu etwas bringen, er würde schon etwas werden, ein Handelsmann, und vielleicht selbst einmal so etwas wie ein Fabrikant, und so immer weiter. Was, er, Leibel, sollte sein Leben verbringen in Achlows Werkstatt? — Aber Leibel hat sich nach und nach an die Werkstatt gewöhnen müssen, der Ehrgeiz hat nur noch geträumt, phantasiert — und Leibel hat schließlich Erbarmen gefühlt mit Weib und Mutter, die er allein in der Heimat gelassen hatte, Leibel hat die Familie herübergenommen, und Leibel näht noch immer Hemden und träumt bei Nacht von dem alten Leibel.

Aber der Traum ist bald ausgeträumt, denn Leibel sieht, daß der Tag schon dämmert. „O weh, so spät ist es schon“, ruft Leibel aus und gießt fünf Wasser über sein Gesicht, zieht sich an, hat keine Zeit mehr zu beten, die Frau läßt ihn kaum essen, die Mutter hat Mitleid: „Laß ihn das bißel Kaffee austrinken, er hat dann mehr Kraft zu arbeiten.“ Leibel ein Arbeiter, du lieber Gott!

„Schwiegermutter, es ist ihm niemand daran schuld, er hat sich das alles allein eingebrockt, alles allein,“ antwortet die Frau. „Natürlich, der Tunidicht, der gottverlassene Tunidicht. Hätte man den Tunidicht

Fenilleton.

Leibel in der Heimat — Leibel in Amerika.

Eine Erzählung von Schalom Asch.

Durch den halbzerzerrissenen blauen Vorhang fallen Streifen Lichts auf das breite Bett, das das ganze kleine Stübchen ausfüllt. Das Licht fällt auf Leibels bleiches Gesicht, das ganz vergraben ist in Decken und Kissen; der Mund ist halb geöffnet, und die zwei Vorderzähne aus dem leeren Kiefer heraussagend wie zerbrochene Scheiben aus einem Fenster. Und Leibels Augen sind zugedrückt, zwinkern, und sein Gesicht lächelt: Leibel träumt, er wäre in der alten Heimat.

Er wäre in der alten Heimat, und er wäre noch Leibel. Er geht durch eine Gasse daheim in Städtchen, die Juden winken ihm zu von der Schwelle ihrer Gewölbe, und er dankt nicht und geht weiter, und auf einmal trägt er eine Medaille an der Brust, auf einmal ist er Oberaufseher geworden. Nein, er ist Mosche, der Fuhrmann, geworden und er ist Aufseher über Achlows Werkstatt, und er ordnet an, den einen auf 24 Stunden einzusperrn, und einen anderen läßt er auf 8 Tage einsperren bei Wasser und Brot, und plötzlich geht er auf Leibel zu, der mit dem Bruder Henoch in einem Winkel sitzt und Hemden näht, und Leibel sieht, wie

weise ich nur auf den Zionismus. Der Westjude gehört zunächst und vor allem dem Typus *homo europaeus* an, und zwar verkörpert er sogar besonders rein diesen Typus; das unterscheidet ihn scharf vom Ostjuden, der zunächst und vor allem mit seiner jüdischen Gemeinschaft verbunden ist. Das Wesentliche des Westjuden besteht eben in seinem völkerbindenden Charakter, seine ganze Beweglichkeit, seine Sauerteigfunktion gründet sich darauf. Er ist dem Volke, in dem er wohnt, eingegliedert, ohne doch ein absoluter Bestandteil dieses Volkes zu sein. Die Zionisten wollen den Westjuden aus seiner gewiß nicht ungefährlichen Lage in einfache, gradlinige Verhältnisse zurückführen und wollen dadurch dem jüdischen Schicksal seine Tragik nehmen. Aber sie nehmen ihm zugleich mit der Tragik seinen entscheidenden Vorzug. Sie übertragen in ganz mechanischer Weise ostjüdische Verhältnisse auf westjüdische, vereinfachen dadurch das Problem, sehen aber zugleich an dem eigentlichen Problem vorüber. (Dabei berücksichtigt ich noch gar nicht den Typus des assimilierten Juden, der überhaupt für den Zionismus nicht in Betracht kommt.) Doch damit scheint ihm die Ähnlichkeit zwischen der türkischen und der jüdischen Bewegung noch nicht erschöpft. Wie der Zionist sich im Golus und sich nach dem heiligen Lande als der Quelle jüdischer Kraft zurücksehne, so sehne sich der Türke aus seinem gegenwärtigen Golus nach einem dünnereicheren Lande zurück. Aber es gebe in der Natur keine Rückbildung, darum habe der Zionismus viel Wasser in seinen Wein schütten müssen, wie es auch die Turan-Romantiker tun werde. Türken und Juden müßten ihre innere Not zu einem inneren Glück umformen. Der Jude müsse lernen, daß seine jüdische Aufgabe die Fühlungsnahe mit der Nation sei, in der er lebe, wie die türkische die Wechselwirkung von Türkischem und Nichttürkischem. Denn es gebe ja in Wahrheit nichts rein Türkisches, noch rein Jüdisches, sondern die jüdische wie türkische Eigenart bestehe darin, daß in ihnen Eigenes mit Fremden unlösbar verbunden sei, und der treibende Faktor ihrer Geschichte sei die Verquickung des schon kombinierten Grundcharakters mit Andersartigem.

Um die Dinge so zu sehen, hat Grabowsky zunächst den Zionismus ungebührlich vereinfachen müssen. Im Zionismus sind mindestens drei Elemente verbunden: er ist eine Erklärung des Judentums, eine Bewegung im

nicht in die Stube hereingestellt, wäre er doch zu gar nichts gekommen."

"Schon wieder mit dem 'Tunichgut,' schon wieder. Ich hab's schon gehört — was willst du? Du hast dich über nichts zu beklagen, dächte ich, also was willst du?"

Die Mutter sieht Leibels flammende Augen und aus Gewohnheit erschrickt sie und möchte die Worte gern ungesagt machen; aber die Schwiegertochter kommt ihr zu Hilfe:

"Ganz recht, Schwiegermutter, ihr mögt ihn ruhig Tunichgut nennen. Ihr braucht keine Angst zu haben. Aus ist's mit dem Telephon, aus mit Leibele. — Leibel ist jetzt ein gewöhnlicher Arbeiter in Achlofs Werkstatt und Moische Fuhrmann ist ein Herr, — da ist nichts weiter zu erschrecken."

Leibel fühlt sich der Mutter gegenüber noch stark genug, aber gegen die Frau hat er hier in Amerika seine ganze Ueberlegenheit eingebüßt. Teils fühlt er sich schuldig ihr gegenüber, weil er sie um ihr Geld gebracht hat, und teils ist es noch etwas anderes. Seine Chasche ist herübergekommen nach Amerika und hat gesehen und gehört, wie ihre Nachbarin, eine fette, rumänische Jüdin, ihren Mann behandelt, wie alle Weiber in Amerika ihre Männer behandeln und sie hat bald gelernt, daß in Amerika *ladies first* sind und Leibel hat sein ganzes Ansehen bei ihr verloren. Leibel hat nicht mehr kommandiert, man hat ihn kommandiert und nicht Chasche mehr, sondern Lei-

zudentum zum Judentum, eine zielbestimmte politische Richtung. Das wird auch in unserm Lager oft durcheinander geworfen. Am Anfang steht, bewußt oder nicht bewußt, sich äuernd in tausenderlei Erregungen, die jüdische Bewegung; sie ist das eigentliche Problem, sie zwingt zur Erklärung, auf daß wir ihr unruhig schäumendes Gewoge das Bett graben, in dem sie am sichersten einem, ihrem Ziele zustrebt.

Grabowsky sieht auf der einen Seite den Westjuden als Individuum, beweglich, europäisch, vielseitig, leicht anzuregen und reich an anregenden Kräften, unruhig, ziellos, — den europäischen Sauerteig, auf der andern Seite eine zionistische Partei, armseelig, den Blick starr auf ein kümmerliches Zion gerichtet, gewillt, den wundervollen Reichtum des deutschen Judentums einzutauschen gegen das Linsengericht einer primitiven Geschlossenheit. Von einer aus sich strömenden überindividuellen jüdischen Bewegung auch in Westeuropa scheint er kaum etwas zu ahnen, und die nationalistische Erklärung dieser Bewegung ist ihm daher nur Parteischablone, einem engen politischen Ziele dienlich.

Fast alle Einzeltatsachen, die er zur Begründung anführt, sind falsch.

Es ist unmöglich, in der Entstehung des Zionismus eine Uebertragung, und nun gar eine mechanische Uebertragung ostjüdischer Verhältnisse auf westjüdische zu sehen. Der Zionismus als solcher ist im Westen entstanden. Herzl wußte, als er den Judenstaat schrieb, nichts von der nationaljüdischen Zionsbewegung des Ostjudentums, aber bitter empfand er die Not des Westjuden. Der assimilierte Jude kommt nach Grabowskys Meinung für den Zionismus nicht in Betracht. War Theodor Herzl wirklich nicht assimiliert? Das assimilierte Judentum hat die zionistische Partei geschaffen. Ihre eigentliche Lebenskraft freilich verleiht ihr das Ostjudentum, davon wird noch zu sprechen sein.

Und nur ganz ausnahmsweise ist für den Zionisten die romantische Sehnsucht nach verklungenen Zeiten das leitende Motiv. Oder man müßte auch die Männer alle Romantiker nennen, die von 1813 bis 1870 die deutsche Einheit erstrebten. Ist das Deutschland Kaiser Wilhelms eine "Rückbildung" zu Barbarossas heiligen römischen Reiche? Gewiß, ohne Romantik in diesem weiteren Sinne wird kein großes Ziel erfaßt, und Romantiker war nicht

bel mußte nun wissen, wohin Chasche etwas abgeräumt hatte. "Leibel, wo steht der Besen?" Leibel mußte Chasche Rechnung ablegen über jeden Groschen, den er ausgab, Leibel wußte selbst nicht, wie es gekommen war: auf einmal hatte er aufgehört, Leibel zu sein und Chasche war Leibel geworden. Und sowie Leibel einmal zu herrschen verstanden hatte, so hatte er nun bald gelernt, beherrscht zu werden — er traute sich kaum mehr, den Mund aufzumachen.

Er nimmt sein Butterbrot und seine Tasche, ruft ihnen ein Wort zu und geht.

(Schluß folgt.)

Die Schweigerin.

Erzählung von Leopold Kompert.

Aus einem hell erleuchteten Hochzeitshaus in der "Gasse" drang lauter Jubel in die Nacht hinaus. Frühlingswarm, recht wie sie zu einer Feier paßt, die zwei sehnsüchtige Menschenleben einem Geschehnisse entgegengeführt, das sonnig ihnen aufgehen kann, wie ein schöner Tag, aber auch bewölkt und düster — für eine lange, lange Zeit! Was sie aber da oben lustig und wohlgenut waren, die Leute jener frohlichen alten Zeit! Sie hatten Leid und Drangsal gleich uns, und wenn das Unglück sie heimuchte, hatte es für sie keine weichen Unterlagen oder zärtliche Händedrucke. Rauh und hart, mit geballter Faust griff es sie an. Aber wenn ihnen das Herz in Lust aufging und sie sich

nur, wer mit Rousseau einem idyllischen Leben angeblichen Alters zumstrebe, sondern auch, wer vor Jahrzehnten davon träumte, daß der Mensch die Luft durchfliege. Die bloße Anerkennung des Bestehenden hat noch nie etwas geschaffen. Wohl hat die Schwärmerei für die Schönheit des Judenlandes, der Traum einer orientalischen Lebens einheit, die Sehnsucht nach einem weniger komplizierten und geistig weniger gefährdeten Dasein — das alles mag man in einem engeren Sinne Romantik nennen — ihren Anteil an der zionistischen Bewegung, ihre bestimmenden Kräfte aber sind anderswo zu suchen.

Kennt ihr sie nicht, die Qualen unserer jüdischen Mädchen von sechzehn, unserer jungen Männer von achtzehn Jahren, wie sie rastlos von Jbsen zu Riezche, von Wagner zu Strauß, von Hodler zu Lieberman, von Marx zu Stirner, von Wyneken zu Foerster getrieben, von Haß zu Liebe, von Bejahung zur Verneinung, von Himmel zu Hölle gejagt, in unterhört wacher und unrausgepeinigter Sehnsucht sich ihrer Seele Frieden und Sicherheit irgendwie zu erkaufen suchen? Ihr wagt, hier von einer gottgewollten Tragik, von dem völkerverbindenden Ritt in der Seele des Juden zu sprechen? Und wenn ein Jude euch empört entgegnet: "Mögen sich die Deutschen, mögen die Westeuropäer sich ihren Kulturdünge, ihren Sauerteig holen, woher sie wollen, — unsere jüdische Jugend ist uns zu schade dazu", dann zuckt ihr die Achseln und rühmt die notwendige europäische Funktion des Judentums! O, man kennt das Rezept. Auch die englischen Professoren kennen die alleinige Funktion, die Deutschland in der Welt zu erfüllen hat, das Volk der Dichter und Denker, als Land Nüchterns und Goethes, als Heimat der Musik und der Chemie! Was braucht es noch Schiffe zu bauen! Und ihr, die ihr für Deutschland einen Platz an der Sonne erkämpfen wollt, merkt ihr nicht, wie ihr dem deutschen Volke "seine Tragik und damit seinen entscheidenden Vorzug" in Europa raubt! Wahrlich ein bequemer Standpunkt des Zuschauers, der mit ästhetischem Behagen eines Volkes Tragik betrachtet, die ihm nicht weh tut.

Nicht immer ward der Zustand der vielseitigsten europäischen Anregung von dem deutschen Juden als Not empfunden. Es ist bald hundert Jahre her, da lebte in einem Winkel Deutschlands ein frommer, reicher, jüdischer Kaufmann, der mit seiner Familie ein Mittel-

freuen wollten, da waren sie wie Schwimmer in kühler Wasserflut. Sie warfen sich frisch und mutig hinein, und ließen sich von dem Strom tragen, wohin er, nicht aber wohin sie verlangten. Darum drang ein solches Aufjauchzen, aber auch solch unbefonnen lautes Ausströmen aller Lust, deren die Seele nur mächtig ist, aus jenem Hochzeitshause. "Und wenn ich wüßte!" hatte der Brautvater gesagt, der reiche Ruben Klattauer, "daß der letzte Gulden aus der Tasche heraus muß — er muß heraus." In der Tat hatte es ganz den Anschein, als habe wirklich der letzte Groschen Flügel bekommen und gehe in Gestalt hochaugetürmter Schlüssel mit Gänzen und Törten herum. Seit zwei Uhr, also seitdem die Trauung auf offener Straße vollzogen ward, bis nahe an die Mitternacht dauerte bereits die Mahlzeit, und noch immer liefen die "Sarvers" oder Lustträger aus einer Stube in die andre. Es war, als sei ein doppelter Segen in all diese Fülle von Getränken und Speisen gekommen, zuerst, daß sie sich nicht zu erschöpfen schienen, dann, daß sie noch immer neuen Raum fanden, um sich unterzubringen. Freilich trug zu dieser merkwürdigen Ekstase ein winziges, ganz unbedeutendes Männlein bei, auf das man aber nichtsdestoweniger stark gerechnet hatte. Man hatte nämlich eigens aus Prag den bekannten "Leb Narr" verschrieben, und wann hatte eine so griesgrämige Wiene, ein noch so verbittertes Herz sich dagegen gesträubt, auf-

zu entscheiden, wird von den gesellschaftlichen Machtverhältnissen abhängen. Daß fast jeder Jude und sicher jeder Zionist für einen Zustand höchster sozialer Gerechtigkeit schwärmt, ist sicher und solche Gesinnung leuchtet auch aus dem Artikel unseres Autors hervor. Wir wollen aber über unseren Idealen nicht den Sinn für die Wirklichkeiten verlieren und Maßregeln, die aus der Not des Augenblicks geboren sind und an und für sich nur als kleine Palliativmittel wirken können, als unwälzende Eingriffe preisen.

Zu dem in der vorigen Nummer veröffentlichten Aufsatz „Eine Umpolung in der Volkswirtschaft“ sind uns weiter eine große Anzahl von Entgegnungen zugekommen, von denen wir einige in den nächsten Nummern wiedergeben werden. Alle können wir jedoch nicht veröffentlichen, da der Raum mehrerer Nummern für den Abdruck aller Einwendungen nicht hinreichen würde. Red.

Zur Frage des österreichisch-jüdischen Kongresses.

Von den uns weiter zugegangenen Äußerungen geben wir die folgende wieder:

Dr. Oskar Thon,

Rabbiner in Krakau, Mitglied des Exekutivkomitees der österreichischen Zionisten.

Sehr geehrter Herr Redakteur!

Ich kam leider nicht dazu, auf Ihre Rundfrage betreffend die Einberufung eines allgemeinen österreichisch-jüdischen Kongresses sofort zu antworten. Inzwischen sind mehrere Antworten eingelaufen und veröffentlicht worden, so daß ich meine ursprüngliche Absicht, meine Antwort etwas umfangreicher — besonders im begründenden Teile — zu gestalten, um so leichter aufgehen kann, als sich ja schon gezeigt hat, daß sich während des Krieges die Gegensätze in den politischen Anschauungen und Methoden innerhalb der österreichischen Judentum nicht ausgeglichen haben und ganz und gar nicht einander näher gekommen sind. Man sieht es ja klar: die alte politische Schule ist eben gegen die Einberufung eines Kongresses auf breiter Grundlage und mit einem umfassenden Programm, die neue und junge Schule ist aber dafür. Vor dem Kriege wäre wohl das Ergebnis einer derartigen Rundfrage nicht wesentlich anders ausgefallen. Dann sind aber weitausläufige Argumentationen nicht mehr recht

am Platze. Man muß einfach sagen, zu welcher Schule man gehört.

Nun — ich gehöre zur neuen Schule. Diese Schule scheut nicht die breiteste Öffentlichkeit, sondern sucht sie auf; sie liebt nicht das stille Säuseln, sondern das laute Fordern und juchet nicht einmal, vorlaut gescholten zu werden; sie fühlt sich aber auch nur dann sicher und stark, wenn sie auf dem breiten Rücken der weitesten Volksschichten getragen wird.

Die alten „Schadlanim“ waren gewiß um ihr Volk hochverdiente Männer. Heute ist jedoch ihre Methode veraltet und nicht wirksam. Die Methode der „neuen Schule“ ringt sich siegreich durch, so sehr, daß sogar der verflozene Jar aller Neupen vermutlich schon an sie glauben dürfte.

Wenn Sie, geehrter Herr Redakteur, die Frage stellen, ob ich „einen engeren Zusammenschluß der österreichischen Judentum“ für dringend halte, so glaube ich wohl, daß Sie nur so eine Art von rhetorischer Frage stellen. Sie erwarten doch von Menschen mit gesunden Sinnen keine andere Antwort, als eine unbedingt bejahende. Sie haben ja auch, so weit ich sehe, keine andere Antwort erhalten. Diese Frage erscheint mir allerdings als die wohlüberlegte Vorwegnahme der Beantwortung Ihrer zweiten Frage. Denn wie soll ein richtiger Zusammenschluß zu Stande kommen anders, als auf dem Wege eines von allen Organisationen gewählt und beschiedenen Kongresses? Es ist für mich absolut unzweifelhaft, daß nur ein von einem derartigen Kongresse gewählter Ausschuss nach innen und nach außen als der Mandatar der österreichischen Judentum gelten könnte, der in deren Namen zu sprechen und zu handeln berufen und berechtigt wäre. Die ganze Sache ist ja schon ein ausgefochtener Kampf — in Nordamerika. Was dort möglich war, kann doch in Österreich mit seinen immerhin straffen, weit älteren und innerlich gefestigteren, jüdischen Organisationen nicht unmöglich sein. Und wir haben den Kongress wirklich nötiger, weil uns ja die Not näher ist und ganz unmittelbar berührt. Wenn erst einmal der schon jetzt stark durchlöcherte Burgfrieden ganz in die Brüche geht, wissen wir ganz genau, was uns hier erwartet.

Aber selbst ohne die drohende Gefahr des von der Rette wieder losgelassenen Antisemitismus, gegen den man sich wohl wehren müssen, gibt es ja so ungeheuer viel zu beraten und zu tun. Der Wiederaufbau der zu Grunde ge-

richteten jüdischen Existenzen in Galizien und der Bukowina, die Neuordnung der politischen Verhältnisse der Juden besonders in Galizien, die rationelle Einordnung der voraussichtlich mit elementarer Gewalt einsetzenden Emigration von Juden nach den überseeischen Immigrationsländern, die Inangriffnahme einer weit ausgreifenden Reform des jüdischen Erziehungswesens, dessen Mängel bei der grellen Beleuchtung des Weltbrandes sichtbar geworden sind, und schließlich die Suche nach einer irgendwie gesicherten Heimstätte für die vielen Tausende von entwurzelten jüdischen Existenzen.

Ich bin da unwillkürlich mitten in die Beantwortung Ihrer dritten Frage nach dem Programme eines einzuuberufenden Kongresses hineingeraten. Darüber möchte ich im Allgemeinen nur so viel sagen: das Programm soll eben den ganzen Komplex der Judenfrage umfassen, wie sie verhärtet, wohl aber auch geklärt, aus dem Weltkriege hervorgeht wird. Müssen wir österreichischen Juden denn immer im üblen Sinne so bescheiden sein, daß wir uns in allen das gesamte Judentum berührenden Weltfragen für unzulänglich erklären? Die paar tausend Schweizer Juden tun sich in einem Verbands „Pro causa judaica“ zusammen, um in der Judenfrage, wo immer sie auftauchen mag, mitzureden, die 30—40 tausend Juden in Italien suchen Einfluß zu gewinnen auf die Lösung der Judenfrage, wo immer eine solche Lösung anstrebt und erforderlich ist, und wir anderthalb Million Juden Österreichs ziehen uns „bescheiden“ — natürlich meine ich: indolent! — in einen Winkel zurück und warten, bis uns ein Anderer an der Hand nimmt und in die große Gesellschaft einführt. Das Los der Juden in Polen, in Rumänien und sogar in Marokko und Mesopotamien muß uns genau so angehen, wie unsere eigene bedrohte Zukunft. Wollen wir uns da selbst ausschalten?

Ich sehe wirklich die unüberwindlichen Schwierigkeiten nicht, die der Einberufung eines jüdischen Kongresses entgegenstehen sollen. Wo ein Wille da ist, dort findet sich auch ein Weg. Vorrangsstreitigkeiten über die Frage, wer die Initiative ergreifen soll, dürfen allerdings nicht auftauchen. Es soll einfach eine der älteren, angesehenen Organisationen — etwa die Allianz, oder, noch besser, die immerhin von der Parteien Gunst und Haß am wenigsten berührte Organisation der B'nai B'rith — an die Spitze treten und zuzufügen der „ne-

Feuilleton.

Leibel in der Heimat — Leibel in Amerika.

Eine Erzählung von Schalom Asch.
(Schluß.)

Seit Leibel in Amerika ist und bei Achlos Hemden näht, hat er angefangen, nachzudenken. Er hat schon zuhause Neigung zum Nachdenken gehabt, aber hier in Amerika, wenn er den ganzen Tag bei der Maschine sitzt und Hemden näht, hat er Zeit, nachzusinnen und sein ganzes Leben zu überdenken. Er sitzt den ganzen Tag und denkt: eben noch Leibel gewesen, denkt er — und schon vorbei. Und warum ist es so? — sinnt und sinnt er und kommt zu keinem Ende. In Achlos Werkstatt läßt es sich gut nachdenken, denn dort gibt es genug Material, nicht nur die Hände zu beschäftigen, sondern auch den Geist. In Achlos Werkstatt hat sich ganz Kruschnewitz zusammengefunden. Immer wieder taucht ein neuer Hausvater aus Kruschnewitz dort auf, der zuhause Kaufmann gewesen war, Geschäftsmann, ein reicher Mann, ein Vorsteher, ein angesehener Mensch. Einer nach dem anderen sind sie hereingekommen in Achlos Werkstatt, wie aufgeregte Geister, und haben Hemden genäht. Die ganze Mistroch-Wand aus der Kruschnewitzer Schul hat sich schon in Achlos Werkstatt zusammen-

gefunden. Leibel schaut sich um: ihm gegenüber sitzt sein Nachbar, der Uhrmacher Weinstein, um dessen willen das ganze Unglück geschehen ist — nun sitzen beide Nachbarn da und nähern Hemden. Ein bißchen weiter der Lederhändler, bei welchem er 1000 Rubel stehen gehabt hatte; Reb Tschitel, der Vorsteher, und Mosche Kron, der Zigarrenmacher, der Politiker des Städtchens. Alle sind sie da, und Aufseher über sie ist Mosche, der Fuhrmann. Dieselbe Hand, die in der Heimat die Pferde angetrieben hat, dieselbe Hand treibt jetzt die Hausväter von Kruschnewitz in Amerika an die Arbeit. Und so wie die Toten, die auf dem Friedhofe liegen, nichts anderes zu tun haben, als ihr früheres Leben zu überdenken, so denkt Kruschnewitz in der Werkstatt von Achlos an das vergangene Leben in Kruschnewitz zurück. An jeden elenden Stein am Kruschnewitzer Markte erinnert man sich da, jede Begebenheit aus vergangenen Zeiten wird durchgesprochen und hat man nichts Neues, erinnert man sich an Altes.

„Denkst du noch, Leibel, wie du mich einmal, als ich so dahinschlenderte, zu dir gerufen und mich gefragt hast, warum ich mich auf dem Markt herumtreibe? Als ob ich bei dir in Arbeit gewesen wäre?“ fragt Mordechai, der Schuster, welcher auch schon in Achlos Werkstatt sitzt.

„Denkst du noch, Leibel, wie du mich einmal mit meiner Frau und dem Kinde vor der

Für meines Hauses sitzend angetroffen hast, und für nichts und wieder nichts bist du auf mich zugekommen und hast mich gefragt, ob ich dir die 1000 Rubel, die ich dir schuldig bin, vorbe-reitet habe, trotzdem ich dir Zinsen gezahlt habe und du das Geld nicht gebraucht hast, nur so, es hat dir nicht gepaßt, daß mein Kind ein Ei gegessen hat; siehst du, demnetwegen sitze ich heute in Amerika und nähe Hemden bei Achlos, denn hättest du mir dann nicht das Haus mit dem Ledergeschäft verkauft, so wäre ich noch bis zum heutigen Tage ein Kaufmann“ — sagt der Lederhändler.

Und Leibel erinnert sich an alles. Er weiß auch, daß es so gewesen ist und kann nicht verstehen, warum es so gewesen ist; so schlecht ist er gewesen. Wie hat er, Leibel, so schlecht sein können und warum hat er damals nicht gewußt, was er heute weiß?

Seit der Uhrmacher Weinstein herübergekommen und auch in Achlos Werkstatt hereingekommen ist, haben sich die Landsleute bemüht, zwischen ihnen Frieden zu stiften. Aber bis jetzt ist ihnen dies nicht gelungen. Wie hat man sie nicht in der Versammlung der Kruschnewitzer Männer am Jom Kippur bearbeitet, sie sollen sich versöhnen. Es hat nichts geholfen. Der Uhrmacher Weinstein, der ein Starkkopf ist, hat geschrien: ich soll mich versöhnen mit dem Kerl, der mich um mein Erbe gebracht und mich und meinen Sohn unglücklich gemacht

gotioram gestor werden. Die ersten Schritte sind dann bald gemacht und wie die Sache nur einmal ins Rollen gekommen, wird sie auch aus Ziel gelangen. Das vorbereitende Komitee könnte wirklich durch Selbsternennung zu Stande kommen, alles Weitere aber müßte auf eine breite demokratische Basis gehoben werden.

Ist der gute Wille einmal vorhanden, so sehe ich, wie gesagt, die Schwierigkeiten nicht und noch weniger die Gefahren. Die guten oder minder guten Reden und sogar eventuelle unausbleibliche rednerische Entgleisungen schrecken mich nicht. Daran ist noch kein Kongreß und kein Parlament gestorben. Das Ergebnis wird immerhin sein: eine Reihe von vernünftigen Beschlüssen und die Einsetzung eines autoritativen Ausschusses, der wirklich anderthalb Millionen Staatsbürger zu vertreten berechtigt sein wird.

Es wäre freilich von hervorragendem Wert, wenn die Vorbereitungen beschleunigt würden. In diesem „baderlosen“ Sommer wäre dazu genügend Zeit und dann könnte der Kongreß schon im August im jüdischen Rathausaal in Prag tagen. Wahrscheinlich — die Prager Juden waren in diesem Kriege so treu, so jüdisch, daß ich ihrer altbewährten Gemeinde die Ehre der Beherbergung eines jüdischen Kongresses gönnen möchte!

Ein Aufruf des jüdischen Aktionskomitees zur russischen Revolution.

Gefinnungsgenossen!

Die russische Revolution hat den Juden Rußlands die Freiheit gegeben. Die Fesseln, welche den größten Teil unseres Volkes gebunden hielten, sind gefallen. In dieser Bewegung grüßen wir unsere befreiten Brüder.

Wir alle haben ihre Schmerzen mitempfunden, ihre Enttäuschungen mitgefühl. Ihr Kampf war unser Kampf. Ihr Ringen um Freiheit entsandte zur Flamme den Freiheitsdrang des jüdischen Volkes, der seinen leuchtenden Ausdruck in der zionistischen Bewegung gefunden hat. Staarker Hoffnung voll sehen wir der Zukunft entgegen, in der es unseren Brüdern in Rußland möglich sein wird, in Freiheit an der nationalen Erneuerung des jüdischen Volkes mitzuarbeiten. Hierfür ist uns Bürgschaft die Haltung des russischen Juden-

hat? — Und Leibel hat geschrien: Seinetwegen habe ich doch mein ganzes Vermögen verloren. Er hat mich angezeigt, und seinetwegen habe ich nach Amerika mußten.

Nur Moschele, der Fuhrmann, macht Frieden zwischen den beiden. Wenn sich die Landsleute zuviel von daheim unterhalten, kommt Moschele herein und schlägt mit der Hand auf: „Was Kruschnewitz, hier ist kein Kruschnewitz; werdet ihr arbeiten, so ist's „allright“, wenn nicht, nehmt die Beine in die Hand und schaut, daß ihr herauskommt“, und er nähert sich Leibel, und wirft einen Blick auf den Stolz Hemden, der neben ihm liegt. „Das ist alles, was du heute gemacht hast? Was meinst du da, bist du Leibel? Da ist nicht Kruschnewitz.“ Und er zieht ihn von seinem Tagelohn ab, und das gleiche Stückel spielt er dem Uhrmacher. So blühen sie beide.

Die Landsleute haben dem Fuhrmann einen Namen gegeben: „Leibel“. Und wenn Moschele, der Fuhrmann, seine Stimme erhebt und schreit: „Was Kruschnewitz! Vorwärts, vorwärts!“, sagen die Landsleute: „Leibel leibelt schon“.

Leibel hört das und erinnert sich an den Traum, den er gehabt hat, wie Leibel zu Leibel gekommen ist und Leibel Leibel gejagt und kommandiert hat, und er fängt an, den Traum zu verstehen. Und oftmals, wenn Leibel so bei der Arbeit sitzt und an die alte Heimat denkt,

tums in den letzten Jahrzehnten und die Entwicklung, die die jüdische Freiheitsbewegung jetzt schon in Rußland genommen hat. In den Freiheitschrei der unterdrückten Völker Rußlands klang hell und freudig der Ruf der russischen Juden. Es war kein Zögern und kein Bedenken. Die Juden Rußlands haben ihre nationalen Forderungen aufgestellt in vollem Bewußtsein der hohen Bedeutung der Stunde.

Die russischen Juden waren stets die treuesten, die tätigsten, die hingebendsten Zionisten. Unsere Bewegung verdankt ihnen Unschätzbares.

Ein von seinen Fesseln befreites, seiner nationalen Aufgaben bewußtes russisches Judentum gibt unserer Bewegung neue ungeahnte Kraft zur Verwirklichung unserer uralten Zionsideale.

Das Aktionskomitee der zionistischen Organisation. Warburg.

Die Verführung der Worte.

Ein Gespräch über Karl Kraus.

Statt aller Erwiderungen auf die in Nr. 16 der „Selbstwehr“ erschienene Vorbemerkung zu Franz Werfels Aufsatz „Die Metaphysik des Drehs“ und diesen selbst geben wir die folgende Auseinandersetzung aus unserem eigenen Kreise wieder, die auf übereinstimmenden Wunsch beider Teilnehmer von einem ausgezeichneten wurde.

Die Redaktion.

A.: Hast du die in der letzten „Selbstwehr“ abgedruckten Teile aus Werfels Brief an Karl Kraus gelesen?

Z.: Ja.

A.: Nun, und?

Z.: Er hat Recht und Unrecht; wie alle. „Endgültig“ finde ich diesen Brief nicht. — Aber ich sehe dir an: du möchtest lieber wissen, was ich zu deiner Vorbemerkung sage. Und schon die Tatsache, daß du nicht wie sonst mich geradeheraus nach deiner Meinung fragst, sondern die Frage nach Werfels Essay voraussetzt, den ich doch, wie du genau weißt, bereits in der „Aktion“ gelesen habe, sagt mir, daß du selbst deiner Worte nicht sicher bist.

A.: Du hast Recht! — Aber weißt du auch aus welchem Grunde?

Z.: Ich kann mir ihn denken. Du verurteilst sie wie ich.

A.: Ich verurteile sie, ja! Aber wie du? Das glaube ich nicht, es wäre jedenfalls seltsam. Also sag, was du darüber denkst.

was er in der alten Heimat gewesen und was nun aus ihm geworden ist, ruft er den Bruder Henoch, mit dem er schon daheim gern philosophiert hat:

„Weißt du, Henoch, mir kommt es vor, als sei ich gestorben und wieder von neuem geboren worden. Das Leben dort in Kruschnewitz war das Leben eines andern Leibel, und jener Leibel ist gestorben und nun bin ich wieder geboren worden und bin ein Schneider, Arbeiter bei Achlof; ich bin nur falsch geboren worden. Und ihr alle hier, ganz Kruschnewitz ist gestorben und wieder geboren worden in Amerika als Schneider in Achlofs Werkstätte und Moschele, der Fuhrmann, treibt sie an.“

„Nein, Leibel, du bist nicht gestorben“, widerspricht der Bruder mit philosophischer Ueberlegung. „Und ich bin nicht gestorben, und ganz Kruschnewitz ist nicht gestorben. Der Leibel hat sich nur verändert. Dort in der Heimat warst du Leibel und hier ist Moschele Leibel. Was ist der Unterschied? Dort war es schlecht und hier ist es schlecht. Wo „Leibel“ ist, da ist es nicht gut.“

„Wird denn Leibel niemals sterben? Ich bin doch schon gestorben.“

„Du ja, aber Leibel nicht; Leibel lebt ewig. In jedem Geschlecht, in jedem Leben lebt Leibel. Weil Leibel in uns lebt. In einem jeden von uns gibt es ein Stück Leibel, er wird stark und sättigt sich von unserem Blut. Und

Z.: Wenn ich mich so offen wie kurz ausdrücken soll, möchte ich sagen: was du in jener „Vorbemerkung“ über Kraus sagst, ist maßlos einseitig, maßlos übertrieben, maßlos ungerecht und maßlos — gemein.

A.: Schön! Aber ich darf wohl hoffen, daß die Begründung deines freundlichen Urteils ein wenig ausführlicher ist?

Z.: Ich kenne deine Motive und deine ganze Stellung der „Fackel“ gegenüber ja ganz genau. Aber daß du dich hinreißt lassen kommst zu sagen, Kraus „fülle die „Fackel“ genannte europäische Kiste unablässig und aus schließlich mit fremdem und eigenem Dreck und Mist“, wundert mich doch. Ich weiß, was du mit diesem sehr wenig einwandfreien Bilde sagen willst. Daß man in der „Fackel“ allen Schmutz, der in allen Gebieten Mitteleuropas abgelagert wird, vor allem auf dem Gebiete der Presse, zusammengetragen wiederfindet. Aber außerdem wirklich nichts weiter? Gar nichts? Z. B. kein ergeißeltes Gedicht, das „rein“ zu nennen bereits eine Beleidigung wäre? Aber seit wann bist du so ästhetisch? Ist es denn Kraus' Schuld, daß es soviel Schmutz auf der Welt gibt? Und du selbst hast ja nie dem schmutzigsten Grundsatz, der die heutige ungeheure Häufung des Schmutzes erst möglich machte, gehuldigt: „Nicht dran rühren!“ Begreifst du denn nicht, daß man diesen „Geist“ des Schmutzes eben „begreifen“ muß, um über ihn hinaus zu kommen, ihn abzuschütteln? Du sagst, um den Schmutz zu meistern, muß man eben sein Meister, also selbst schmutzig sein. Das ist so wahr wie falsch. Der „Vändiger der Bestie“ ist ja wohl selber eine Bestie, aber eben nur wie der Dichter auch der Mörder, der Verführer und Verbrecher ist, den er dichtet. Wer sich durch Schmutz nicht beschmutzt fühlt, wer ihn nicht spürt, der „rührt eben nicht daran“, „begreift“ ihn nicht, um sich von ihm zu befreien. In dessen Haus die Bestie nicht eingebrochen ist, der braucht nicht die Bestie in sich zu spüren, um die fremde und damit auch die eigene niederzuschlagen. Und du wirst wohl zugeben, daß täglich und stündlich die Bestien in die Häuser der wenigen noch nicht verwandelten Menschen einbrechen; zweimal täglich erhalten wir ja allein die Zeitung! Darin gerade sehe ich auch das in edelstem Sinne Jüdische an Karl Kraus, daß er diese „sündige Welt“ des Schmutzes, die „Hinterwelt“, wie du sie genannt hast, nicht in allerbarmender Liebe beflimmt, das Kreuz der Verführung über sie

meinst du, bei dir, Leibel, ist Leibel schon tot?“ — fährt der Bruder fort. „Warte nur ein bißchen. Jetzt bist du geschlagen und gedrückt. Aber siehe du nur ein bißchen fester auf den Füßen hier in Amerika, laß es dir nur ein bißchen besser gehen; wenn du Moschele zu befehlen haben wirst und nicht Moschele dir, dann wirst du sehen, wie der alte „Leibel“ auf einmal wieder zum Vorschein kommen wird und mit noch größerer Stärke, noch größerer Freiheit, sodaß dich alle fürchten werden.“

Leibel denkt nach und schweigt, weil er einsieht, daß der Bruder die Wahrheit gesprochen hat.

Die Schweigerin.

Erzählung von Leopold Kompert.

(Fortsetzung.)

„Fort, fort ist sie“, rief eine weibliche Stimme von der Haustür.

„Wer? Wer?“ murmelten die Hochzeitsgäste untereinander, und eiliger Schauer hatte die Herzen erfaßt.

„Fort, fort!“ schrie das Weib von der Haustür, und über die Treppe hinauf kam Selde Klattauer, die Mutter der Braut, tothalsen Antlitzes, die Augen wie aufgerissen vom furchtbaren Entsetzen, einen Leichter in der frampfhaft geschlossenen Hand.